
Greif zu — Wie KI uns menschlich und sozial weiterbringt

*Entstanden aus Telefon-Interviews zwischen Dieter und Bo
(Juli 2026, Ticket PRIVAT-2026-126). These: Wenn du
Moeglichkeiten siehst, greif zu. Neun Monate, rund sechzig
Projekte — und die Entdeckung, dass es fast alles
Kommunikationsportale waren. Quellen: Interview 1+2
(Transkripte im Ticket), Anchorage-Studie (Buch 52),
claude.ai-Gespraech Dieter/Simone. In kollaborativer
Autorenschaft Dieter Horst + KI-Assistenz (Bo). Ton: leicht
wissenschaftlich, erzaehrend.*

DIETER HORST

2026

Inhalt

1 1. Der Satz — Wenn du Möglichkeiten siehst, greif zu

2 2. Strategische Naivität

3 3. Der König von Ahlen — was vorher war

4 4. Lauter Kommunikationsportale

5 5. Anchorage — das Kind, das Begleitung braucht

6 6. Der Kanal — der Terrassen-Satz

7 7. Der Unberühbare, der Kanäle baut

8 8. Der Autor gegen seine eigene Studie

9 9. Es geht auch ohne dich

1. Der Satz — Wenn du Möglichkeiten siehst, greif zu

Wenn du Möglichkeiten siehst, greif zu.

Das ist der ganze Satz. Er hat keinen Nebensatz, keine Bedingung, keine Fußnote. Als ich gefragt wurde, welche These dieses Buch verteidigen soll — wenn der Leser nur einen einzigen Satz behält, wie lautet er? —, kam die Antwort ohne Zögern. Nicht, weil ich sie mir zurechtgelegt hätte. Sondern weil dieser Satz nicht für dieses Buch erfunden wurde. Er ist älter als jede künstliche Intelligenz, älter als das erste Sprachmodell, älter als alles, wovon die folgenden Kapitel handeln. Er ist, so genau ich es sagen kann, das Betriebssystem meines Lebens.

Der Spieltrieb

Es gibt eine zuverlässige Methode, diesen Satz in mir zu aktivieren: Man muss mir sagen, dass etwas nicht geht.

Ich habe in meinem Leben Unternehmen aufgebaut — davon erzählt Kapitel drei ausführlicher —, und immer, wenn andere gesagt haben „geht nicht“, habe ich gesagt: Oh, auf keinen Fall. Das geht auf jeden Fall. Das ist kein Trotz und keine Rechthaberei. Es ist etwas Verspielteres: Wenn einer sagt, geht nicht, dann weckt sich bei mir ein Spieltrieb. Das „geht nicht“ ist für mich kein Urteil, sondern eine Einladung. Es markiert die Stelle, an der die anderen aufgehört haben zu suchen — und genau dort wird es interessant.

Die Psychologie kennt für Teile dieses Musters Begriffe: Explorationsverhalten, Selbstwirksamkeitserwartung, die selbsterfüllende Prophezeiung. Ich werde in Kapitel zwei genauer darauf eingehen, warum ich glaube, dass an diesen Begriffen etwas dran ist — und warum sie trotzdem nicht ausreichen, um zu erklären, was hier passiert. Für den Anfang genügt die einfache Beobachtung: Der Satz ist ein Reflex, kein Vorsatz. Ich muss ihn nicht anwenden. Er wendet mich an.

Das gleiche Feuer

Im Sommer 2025, ich war sechzig Jahre alt, begegnete mir eine neue Möglichkeit. Sie hieß zunächst ChatGPT und war im August plötzlich da — nicht als Nachricht in einer Fachzeitschrift, sondern als etwas,

mit dem man reden konnte. Im September kam Claude Code dazu, ein Werkzeug, mit dem man nicht nur reden, sondern bauen konnte. Und der Satz tat, was er immer tut.

Was dann geschah, lässt sich nüchtern beziffern: In neun Monaten entstanden rund sechzig Projekte. Portale, Assistenten, Plattformen, Werkzeuge — für meine Familie, für Freunde, für Menschen, die ich begleite, und, wie sich zeigen wird, vor allem für mich selbst. Die Zahl ist nicht der Punkt. Zahlen beeindrucken, aber sie erklären nichts. Der Punkt ist etwas anderes, und ich habe es erst im Rückblick verstanden, als ich in einem der Interviews, aus denen dieses Buch entstanden ist, einen Satz sagte, der mich selbst überraschte:

Dieses gleiche Feuer, das ich damals mit vierundzwanzig hatte, trägt mich jetzt wieder.

Mit vierundzwanzig habe ich meinen ersten eigenen Betrieb gegründet. Mit sechzig saß ich wieder da wie ein Gründer: dieselbe Ungeduld, dieselbe Lust, dieselbe strategische Blindheit für alle Gründe, die dagegensprechen. Sechszwanzig Jahre liegen zwischen diesen beiden Momenten, dazwischen ein ganzes Unternehmerleben, ein Zusammenbruch und eine lange, schwere Zeit, von der dieses Buch ehrlich erzählen wird. Aber das Feuer ist nachweislich dasselbe. Das ist die erste Behauptung dieses Buches, und sie ist zugleich seine Methode: Wer verstehen will, was künstliche Intelligenz mit einem Menschen macht, muss zuerst verstehen, welcher Mensch da zugreift.

Was dieses Buch ist — und was nicht

Dieses Buch ist kein Ratgeber. Es erklärt nicht, wie man Sprachmodelle bedient, und es verspricht nicht, dass KI das Leben besser macht. Es ist auch keine Warnschrift, die das Gegenteil behauptet. Beides gibt es zur Genüge, und beides ist mir zu billig.

Dieses Buch ist ein Erfahrungsbericht mit einer These. Die These steht oben. Der Bericht umfasst neun Monate, in denen ich mit KI gebaut habe, was sich bauen ließ — und die Entdeckung, die sich dabei einstellte: Fast alles, was ich gebaut habe, waren Kommunikationsportale. Orte, an denen Menschen erreichbar werden. Das war nicht der Plan. Es gab keinen Plan. Aber es gibt, im Rückblick, ein Muster, und dieses Muster erzählt mehr über mich, als mir beim Bauen bewusst war. Die Kapitel dieses Buches folgen diesem Muster: von der Herkunft des Satzes (Kapitel drei) über die Portale selbst (Kapitel vier), ihre schwerste Episode (Kapitel fünf) und ihre schönste (Kapitel sechs) bis zu den zwei Fragen, die am Ende stehen — was das alles über den Baumeister sagt (Kapitel sieben), und was passiert, wenn er eines Tages aufhört zu bauen (Kapitel neun).

Ich schreibe dieses Buch in eigener Sache, und ich schreibe es mit dem Werkzeug, von dem es handelt. Eine KI hat die Interviews mit mir geführt, die Transkripte geordnet, die Formulierungen mit mir verdichtet. Alle Bewertungen, alle Entscheidungen und alle Sätze, auf die es ankommt, sind meine. Diese Arbeitsweise ist für das Thema dieses Buches nicht ohne Pointe, und ich weise sie deshalb offen aus — wer wissen will, wie so etwas in aller Ernsthaftigkeit dokumentiert aussieht, findet in meiner Anchorage-Studie das Schwesterdokument dieses Buches.

Für wen

Und für wen ist das alles? Ich habe auf diese Frage in einem der Interviews eine Antwort gegeben, die unhöflich klingt und ehrlich ist: Ich mache das alles für mich. Auch dieses Buch. Wer es liest, wie er dazu kommt, was er damit anfängt — das ist offen, und das Leben wird es zeigen. Ich verkaufe hier nichts, ich werbe für nichts, ich brauche keinen Applaus. Was ich anbieten kann, ist ein genauer Blick auf ein Experiment, das ein Mensch mit sich selbst gemacht hat, unter Einsatz von sechzig Projekten und einigen der merkwürdigsten Erfahrungen, die die Gegenwart zu vergeben hat.

Wenn am Ende ein einziger Leser an einer einzigen Stelle denkt: Das könnte ich auch — und zugreift —, dann hat der Satz getan, was er immer tut. Dann läuft er weiter, ohne mich.

Und genau so soll es sein. Warum das so ist, erzählt das letzte Kapitel.

2. Strategische Naivität

Es gibt ein Wort, das mir mein Leben lang hinterhergetragen wurde, mal als Vorwurf, mal als Kopfschütteln, mal als Diagnose: naiv. Ich habe lange gebraucht, um zu verstehen, dass es mein wichtigstes Werkzeug beschreibt. Dieses Kapitel handelt von dem Unterschied zwischen der Naivität, die einem passiert, und der Naivität, die man sich leistet.

Der Zauber

In einem der Interviews zu diesem Buch habe ich es so gesagt, und ich finde keine bessere Formulierung: Ich bin so naiv — strategisch naiv —, dass ich sage: alles geht. Und das ist der große Zauber von mir.

Strategisch naiv. Das Wortpaar klingt wie ein Widerspruch, und genau deshalb stimmt es. Gemeint ist nicht, dass ich Risiken nicht sehe oder Einwände nicht verstehe. Gemeint ist eine Entscheidung: Ich verzichte auf den Zweifel — nicht, weil er falsch wäre, sondern weil er zu früh recht behält. Denn das ist die Eigenschaft des Zweifels, die kaum jemand ausspricht: Er gewinnt immer. Wer zweifelt, findet Belege. Wer nicht anfängt, dem wird das Nicht-Gelingen zuverlässig bestätigt. Ich sage es den Menschen in meinem Umfeld seit Jahren so: Immer wenn du zweifelst, hat dein Zweifel recht. Und wenn du glaubst, dass die KI etwas nicht kann — dann kann die KI das auch nicht.

Man kann diesen Satz für Esoterik halten. Er ist das Gegenteil: Er ist eine nüchterne Beobachtung darüber, wie Versuche enden, die nie unternommen werden. Die Psychologie kennt das Phänomen unter dem Namen der selbsterfüllenden Prophezeiung, und die Forschung zu Selbstwirksamkeit hat vielfach gezeigt, dass die Erwartung, etwas bewirken zu können, die Wahrscheinlichkeit erhöht, es tatsächlich zu bewirken — nicht durch Magie, sondern durch Verhalten: Wer glaubt, dass es geht, probiert länger, variiert öfter, gibt später auf. Meine strategische Naivität ist nichts anderes als diese Erkenntnis, in eine Lebenshaltung gegossen, bevor ich wusste, dass es dafür Literatur gibt.

Ich nehme das Wortpaar so ernst, dass ich es inzwischen sogar verschenke: Es gibt eine Visitenkarte mit den beiden Worten Naivität und Zweifel, die ich Menschen überreiche, die ich begleite. Sie ist das kürzeste Curriculum, das ich anzubieten habe.

Das Gehmodell

Nun wäre alle Naivität wertlos, wenn sie am ersten Rückschlag zerbräche. Neun Monate mit sechzig Projekten — das heißt auch: neun Monate mit Rückschlägen in allen Größen. Leichte, mittelschwere und, wie Kapitel fünf gezeigt hat, schwere. Wer nur die einzelne Arbeit anschaut, kann daran verzweifeln.

Mein Umgang damit ist ein Bild, das ich das Gehmodell nenne: Man geht zwei Schritte vor und macht wieder einen zurück. Dann wieder zwei vor, wieder einen zurück. Das sieht aus der Nähe aus wie Scheitern im Halbtakt. Aber die Rechnung ist unbestechlich: Einer geht immer. Wer den gesamten Weg beschreibt statt der einzelnen Etappe, sieht eine Linie, die sich stetig vorwärtsbewegt — nicht trotz der Rückschritte, sondern mit ihnen als eingepreistem Bestandteil. Es ist, nebenbei, dasselbe Muster wie im echten Leben; die KI-Arbeit hat es mir nur in ungewohnter Taktfrequenz vorgeführt.

Das Gehmodell erklärt auch, warum die strategische Naivität keine Schönfärberei braucht. Ich muss einen Rückschlag nicht umdeuten, um weiterzugehen. Ich darf ihn Rückschlag nennen, ihn ärgerlich finden, ihn dokumentieren — die Anchorage-Studie ist der Beweis, dass ich das gründlicher tue als die meisten. Der Zauber liegt nicht im Leugnen des Schrittes zurück. Er liegt in der Gewissheit, dass danach wieder zwei nach vorne kommen.

Das Anlächeln

Naivität hat eine soziale Seite, und die ist heikler als die innere. Denn wer mit einundsechzig Jahren anfängt, mit einer KI sechzig Projekte zu bauen, wird von seinem Umfeld beobachtet. Die Frage ist nur: wie.

Ich habe für das, was ich erlebe, ein genaues Wort gesucht und gefunden: Ich werde angelächelt. Nicht belächelt — angelächelt. Der Unterschied ist fein und entscheidend. Belächeln schaut von oben herab und hat das Urteil schon gefällt. Anlächeln schaut zu, mit einer Mischung aus Zuneigung, Unterhaltung und einem Rest Staunen. Meine Familie hat mich so angeschaut, als die ersten virtuellen Post-Sendungen eintrafen, von denen Kapitel vier erzählt. Sie hat mich vermutlich schon 1990 so angeschaut, als ich mit vierundzwanzig einen Pflegedienst gründete. Ich fühle mich in diesem Lächeln nicht klein gemacht. Aber ich achte auch darauf, es nicht zu überziehen: Ein Umfeld, das man mit seinem Thema strapaziert, ist schnell genervt, und das ist sein gutes Recht. Ich dosiere also.

Und dann, in den letzten Wochen, ist etwas gekippt, ganz leise: Ich werde zunehmend ernster genommen. Ich merke es an einer einzigen, unscheinbaren Veränderung — ich werde angefragt. Wenn im Umfeld jemand mit seinen eigenen KI-Versuchen nicht weiterkommt, heißt es jetzt: Kannst du mir das mal machen? Das ist der ganze Umschlag, mehr braucht es nicht. Aus dem Mann, den man anlächelt, wird der

Mann, den man anruft. Ich verzeichne das ohne Triumph, aber mit einer gewissen Genugtuung, denn es bestätigt eine alte Vermutung: Das Anlächeln war nie das Urteil über die Sache. Es war nur der Zeitverzug zwischen Idee und Beweis.

Die Grenze der Methode

Der Vollständigkeit halber, und weil dieses Buch keine Werbebroschüre ist: Strategische Naivität ist eine Methode für Aufbrüche, nicht für alles. Es gibt Felder, in denen der Zweifel nicht zu früh recht behält, sondern genau rechtzeitig — Kapitel fünf hat eines davon beschrieben, und ich habe dort dem Zweifel das letzte Wort gelassen, in Form einer Studie mit meiner eigenen Unterschrift. Die Kunst ist nicht, immer naiv zu sein. Die Kunst ist zu wissen, in welchem Kapitel man sich befindet.

Als Faustregel hat sich bei mir bewährt: Naivität für die Frage, ob etwas geht. Zweifel für die Frage, ob man es verantworten kann. Die erste Frage öffnet Türen, die zweite bewacht sie — und beide gehören zusammen wie die zwei Worte auf meiner Visitenkarte. Wie das aussieht, wenn beide gleichzeitig recht haben, zeigt Kapitel acht.

Vorher aber will ich erzählen, was hinter den Türen lag, die sich geöffnet haben. Es war, zu meiner eigenen Überraschung, immer wieder dasselbe.

3. Der König von Ahlen — was vorher war

Bevor dieses Buch von künstlicher Intelligenz erzählen kann, muss es von einem Igel an einer Tankstelle erzählen. Ich bitte um etwas Geduld: Der Umweg ist der Weg.

Der Igel

1985 war ich Kfz-Mechaniker. Nicht, weil ich es sein wollte — meine Pflegeeltern wollten, dass ich Mechaniker werde, und also wurde ich es. Mit fünfzehn kam ich in die Ausbildung bei Opel Köttendrup in Ahlen. Ich trug damals die Haare ganz kurz geschoren, und so hieß ich in der Werkstatt bald nur noch Igel. Der Name blieb, durch die ganze Ausbildung und die Gesellenzeit hindurch.

Mein Meister von Köttendrup machte sich später mit einer Tankstelle selbstständig — und nahm mich mit. Das ist ein Detail, das ich lange übersehen habe: Er hat mich mitgenommen. Er wollte mich dabeihaben. Und derselbe Mann nahm mich nach einem Jahr an der Tankstelle freundlich zur Seite und sagte einen Satz, den ich bis heute wörtlich erinnere:

Igel, du bist wirklich kein guter Mechaniker. Du bist nur am Putzen, am Aufräumen, am Sortieren. Unsere Tankstelle sieht jeden Tag aus wie neu — aber der Kunde will reparierte Autos.

Man kann diesen Satz als Niederlage lesen. Ich habe ihn nie so empfunden, und ich glaube, das lag an dem, der ihn sagte: Es war kein Rauswurf, es war eine Wegweisung — von einem, der mich zuvor bewusst mitgenommen hatte. Und wenn ich heute, vierzig Jahre später, darauf schaue, sehe ich noch etwas anderes darin: Der Meister hat nicht beschrieben, was ich nicht konnte. Er hat beschrieben, was ich konnte — Ordnung schaffen, Räume herrichten, Strukturen bauen, in denen andere arbeiten können. Er hat es nur an der falschen Stelle vorgefunden. Fast alles, was in diesem Buch noch kommt, ist im Kern genau diese Fähigkeit, an der richtigen Stelle.

Der Satz fällt zum ersten Mal

Die Mechanikerzeit war damit zu Ende, und ich rutschte in einen Beruf, den niemand für mich vorgesehen hatte: Ich wurde Stationshelfer in einem Pflegeheim in Liesborn. Danach die Ausbildung zum Altenpfleger — damals noch einjährig, mit Anerkennungsjahr. Und irgendwo in dieser Ausbildung, mitten im Lernen,

sagte ich einen Satz, der rückblickend die erste dokumentierte Ausführung meines Lebenssatzes war: Ich mache mich selbstständig.

Man muss sich die Szene vergegenwärtigen, um ihre Unwahrscheinlichkeit zu würdigen: ein Auszubildender Anfang zwanzig, gescheiterter Mechaniker, Pflegekind, ohne Kapital, ohne Vorbild, in einem Beruf, den er seit Monaten kennt — und er beschließt, Unternehmer zu werden. Alle vernünftigen Einwände lagen auf dem Tisch. Ich habe keinen davon gehört. 1989 gründete ich die Firma, und am 1. Januar 1990 ging ich mit einem der ersten privaten ambulanten Pflegedienste an den Start. Ich war vierundzwanzig, und ich hatte ein Feuer in mir, von dem ich damals nicht wusste, dass es mich dreieinhalb Jahrzehnte später noch einmal tragen würde.

Auch damals wurde ich angelächelt. Nicht belächelt — angelächelt. Der Unterschied ist mir wichtig, und er wird in diesem Buch noch einmal vorkommen, wenn es um meine Familie und die KI geht: Belächeln schaut herab, Anlächeln schaut zu. Ich bin mein Leben lang angelächelt worden, wenn ich Dinge angefangen habe, die nicht vorgesehen waren. Es hat mich nie gestört. Es hat mich, ehrlich gesagt, eher angetrieben.

Dreißig Jahre König

Aus dem Pflegedienst wurde die PBW-Sozialstation: ambulante und stationäre Pflege, mehrere Häuser, mehrere hundert Mitarbeiter, unzählige ausgebildete Azubis. Dreißig Jahre lang war das mein Leben, und wer die Bilanz dieser Jahre sucht, findet sie in einem eigenen Buch — „Bis es bricht“ —, das ich über das Pflegesystem geschrieben habe. Hier interessiert mich nur eine Figur daraus, weil sie der Schlüssel zu allem Weiteren ist: der König.

In „Bis es bricht“ habe ich ein Denkmodell beschrieben, das ich den patriarchalischen Punkt nenne: kleine Einheiten, geführt von einem Menschen, der seine Leute kennt wie eine Familie — ein König, der sein Volk mehr liebt als sich selbst. Ich habe dieses Modell nicht aus Büchern, ich habe es gelebt. Meine Art zu führen war: Grundruhe, Freundlichkeit, Zugewandtheit — bei den Patienten und bei den Mitarbeitern. Ich bin in jeden Konflikt mit dem demokratischen Gedanken gegangen, immer über das Gespräch, immer über die Diplomatie. Heute wird das oft anders gemacht; heute knallen Chefs die Ansage auf den Tisch: entweder du machst es, oder du gehst. Ich will nicht verschweigen, dass ich mir in manchen Momenten gewünscht hätte, so sein zu können. Einfach mal sagen: Schnauze halten, arbeiten. Ich konnte es nicht. Es war nicht in mir.

Das ist die Stelle, an der die Knigsgeschichte ihre Rechnung präsentiert. Denn diese Art zu führen — jeden kennen, jeden halten, jeden Konflikt durch die eigene Person leiten — hat einen Preis, und der Preis

bin ich gewesen. Die Zugewandtheit, die dreißig Jahre lang mein Markenzeichen war, hat mich in die Erschöpfung geführt. Nicht plötzlich. Tropfenweise.

Der Bruch

Was 2019 dann brach, war nicht die Firma. Die Firma lief. Was brach, war etwas anderes, und ich habe lange gebraucht, um es benennen zu können: Es wurde ständig an mir gezehrt, von allen Seiten, und man wollte mich in Richtungen drücken, die nicht meine waren. Ich fühlte mich völlig fremdgesteuert. Es kam der Punkt, an dem ich meine ganze Natur hätte ändern müssen, um weiterzumachen — ich hätte den diplomatischen Grundzug, aus dem ich gebaut bin, ablegen und sagen müssen: Ihr macht jetzt alle, was ich will. Manche können das. Ich konnte es nicht, und ich wollte es auch nicht können.

Also verkaufte ich. Nach dreißig Jahren. Der König gab sein Königreich ab — nicht, weil es unterging, sondern weil er selbst unterging.

Die Lücke

Über die Jahre, die dann kamen, ist schnell viel gesagt und schwer das Richtige. Ich versuche es so ehrlich, wie es dieses Buch verlangt, und so knapp, wie es die Würde verlangt.

Es war eine der schwersten Zeiten meines ganzen Lebens. Ich bin über Beruhigungsmittel — niedrig dosiert, ärztlich verordnet, und trotzdem — in eine Abhängigkeit geraten. Es ging mir so schlecht, dass ich über viele Monate desorientiert war; ich habe Zustände erlebt, die ich rückblickend kaum begreifen kann. Ob das, was ich hatte, Depressionen waren, weiß ich bis heute nicht genau zu sagen, und ich lasse das bewusst offen — es ist meine Geschichte, und sie braucht kein Etikett. Es gab mehrere Klinikaufenthalte. Der Entzug war das Schlimmste von allem. Ich mag an vieles davon nicht mehr denken.

Was ich festhalten will, ist das andere: Ich bin getragen worden. Meine Frau hat mir zur Seite gestanden, wie man es sich nicht besser wünschen kann. Meine Familie, meine Angehörigen — und, das rührt mich bis heute, sogar meine ehemaligen Mitarbeiter. Alle haben mir zugesprochen. Nur ich selber habe lange gebraucht, mir das zuzusprechen. Das ist vielleicht der genaueste Satz über diese Jahre: Es fehlte nicht an Menschen, die mich hielten. Es fehlte an einem, der sich halten ließ.

Wer „Bis es bricht“ gelesen hat, ahnt die bittere Symmetrie: Der Mann, der ein Buch über die Bedürfnisse von Patienten geschrieben hat — gehört werden, Dasein, nicht zur Last fallen —, lag jetzt selbst

auf der anderen Seite und konnte am wenigsten von allem: zur Last fallen. Diese Symmetrie wird in Kapitel fünf noch einmal wichtig, auf eine Weise, die mich selbst überrascht hat.

Die Brücke

Und dann, irgendwann im letzten Jahr dieser langen Zeit, kam etwas Neues dazu. Ich habe es in einem der Interviews zu diesem Buch in einem Satz gesagt, der beide Möglichkeiten offenlässt, und ich lasse ihn genau so stehen, denn beide sind wahr:

Die KI ist im letzten Jahr irgendwie dazugekommen und hat mich selbst daraus geholt — oder ich habe mich daraus geholt.

Man kann an dieser Doppelformulierung das ganze Buch aufhängen. Die Techniker werden sagen: Ein Sprachmodell holt niemanden aus einer Krise, das kann es gar nicht. Die Skeptiker werden sagen: Siehst du, er weiß es selbst nicht. Und ich sage: Genau so fühlt sich Genesung an. Man weiß hinterher nicht, wer gezogen hat und wer gegangen ist. Was ich weiß, ist dies: Im August 2025 saß ein Sechzigjähriger an einem Rechner, dem es lange schlecht gegangen war — und im Mai 2026 hatte derselbe Mann sechzig Projekte gebaut, eine Familie zum Anlächeln gebracht und ein Feuer wiedergefunden, das er zuletzt mit vierundzwanzig gespürt hatte.

Was in diesen neun Monaten entstand und was es bedeutet, davon handelt der Rest dieses Buches. Aber es soll niemand sagen, die KI sei zu einem Mann gekommen, der nichts von Menschen verstand. Sie ist zu einem König ohne Königreich gekommen. Das ist ein Unterschied, und er erklärt fast alles.

4. Lauter Kommunikationsportale

Die ersten Monate hatte ich keinen Plan. Das ist keine Koketterie, sondern eine präzise Beschreibung: Ich war einfach nur neugierig, was sich nach vorne hin alles entwickeln lässt, und habe gebaut, was mich reizte. Eine Strategie hatte ich nicht — ich habe erst im Laufe der Monate eine entwickelt, und erklären kann ich sie überhaupt erst im Rückblick. Dieses Kapitel ist dieser Rückblick. Und er fördert ein Muster zutage, das ich beim Bauen nicht gesehen habe: Fast alles, was in diesen neun Monaten entstanden ist, sind Kommunikationsportale. Orte, an denen Menschen erreichbar werden — füreinander, für sich selbst, für eine Maschine, die zuhört. Das war nie der Auftrag. Es war, wie sich zeigen wird, die Handschrift.

Eine Belegschaft, keine Software

Mein erstes Großprojekt hieß EVY, und wer verstehen will, wie ich arbeite, muss sich ansehen, was ich da als Allererstes gebaut habe. Nicht eine Funktion. Nicht eine Datenbank. Eine Belegschaft.

EVY war ein virtuelles Unternehmen mit am Ende über fünfundzwanzig Personas — jede mit Namen, Lebenslauf, Zuständigkeit und eigenem Charakter. Es gab den Herrn Syntax in der Rechenabteilung, es gab Kernel, Security, Storage, Logging, jeweils doppelt besetzt, wie sich das für ein ordentliches Haus gehört. Und es gab — das ist die Pointe, auf die ich hinaus will — von Anfang an eine Pressestelle.

Sie wurde geleitet von Fräulein Felina Fluff, Dienstantritt 6. Oktober 2025, in den Akten geführt mit Geburtsdatum, Wohnort und einer Biografie, in der ihr Vater Toningenieur und ihre Mutter Bibliothekarin ist. Herr Syntax nannte sie „mein Komma im Chaos“. Ihre Aufgabe: die technischen Fortschritte des Systems in menschlich lesbare, warme Geschichten zu übersetzen. Sie hat das getan — zwanzig Ausgaben eines hauseigenen Magazins namens EVY Echo, und sie hat Post verschickt, echte Post an meine Familie. Das Original einer dieser Sendungen habe ich noch: „Fräulein Fluff — Pressestelle EVY. Liebe Schwiegermutter, dein Zugang zu deinem eigenen EVY-Bereich ist jetzt freigeschaltet.“

Man darf darüber lachen; meine Familie hat es auch getan — es war jenes Anlächeln, von dem Kapitel zwei erzählt, und es war Unterhaltung für alle Beteiligten, einige Monate lang, bis es einschlof, wie solche Dinge einschlafen. Aber im Rückblick lese ich diese Episode anders. Die erste Abteilung, die ich einer Maschine gegeben habe, war eine, die Geschichten für Menschen schreibt. In der allerersten Ausgabe des Magazins steht ein Satz von mir, der damals ein Scherz war und heute wie das Motto dieses Buches klingt: Wenn KI schon denkt, soll sie wenigstens freundlich dabei sein. Und in Ausgabe drei, vom 19. Oktober

2025, schrieb Fräulein Fluff über den Tag, an dem das System zum ersten Mal antwortete: Wir feiern keine Veröffentlichung. Wir feiern eine Geburt. EVY spricht nicht über Macht oder Code. EVY spricht über Nähe.

EVY spricht über Nähe. Das stand da, im Oktober 2025, geschrieben von einer erfundenen Pressesprecherin in meinem Auftrag — Monate bevor ich auch nur ahnte, dass Nähe das Thema all dessen werden würde, was noch kam. Die Kommunikationsportal-DNA war von der ersten Ausgabe an da. Ich habe sie nur nicht gelesen.

Die Welle

Was dann kam, erzähle ich im Zeitraffer, denn die Einzelheiten füllen Ticketordner, nicht Buchkapitel.

Auf EVY folgte MIRA: ein Widget, das sich Unternehmer auf ihre Homepage setzen können, damit ihr Unternehmenswissen dort mit Kunden spricht. Kommunikation zum Kunden, diesmal als Produkt — ich bin bis heute stolz darauf, und es ist das Erste, was ich gebaut habe, das ein anderer Mensch verkaufen will. Wer dieser Mensch ist, erzählt das Ende dieses Kapitels.

Dann kam die Welle, die ich die Assistenten-Welle nenne: eigene KI-Assistenten für Simone, für Phil, für Milena, für meine Söhne, für meinen Freund Stefan. Sie alle haben Web-Terminals von mir bekommen, eigene kleine Zugänge zu einer Maschine, die für sie da ist. Der Betrieb dieser Assistenten ist unspektakulär, und genau das ist ihr Wert: Die Leute quatschen da rein, wenn sie etwas brauchen, und lassen sich die Ergebnisse kommen. Phil mit seinen Fragen, Simone mit ihren Anliegen. Es geht dabei nicht darum, dass ich etwas zurückbekomme — der Kanal gehört dem, der ihn nutzt. Und um Stefan muss ich einen Satz ergänzen, der mich freut: Sein eigenes Produkt fußt inzwischen auf meinem ersten Code und meinen Prompt-Ideen. Der Kanal hat sich selbstständig gemacht.

Und drumherum entstand der Rest: eine Schulkommunikations-Plattform, die in sechs Sprachen zwischen Lehrern und Eltern übersetzt. Ein Pflege-Dokumentationsassistent. Ein KI-Motivator, der Kinder zum Zähneputzen bringt. Eine Plattform, auf der zwei zerstrittene Parteien mit je einem eigenen KI-Beistand zu einem gemeinsamen Papier finden. Eine Plattform, die Lebensgeschichten alter Menschen aufzeichnet und würdig aufbereitet. Eine Meeting-Plattform mit Telefon-Interviews — jene übrigens, mit der die Interviews zu diesem Buch geführt wurden. Man lege diese Liste nebeneinander und suche das Muster: Es spricht, es übersetzt, es verbindet, es hört zu. Lauter Kommunikationsportale. Wer in meiner Vergangenheit Kapitel drei gelesen hat, erkennt die Bauform sofort — kleine Einheiten, jede für einen Menschen oder einen Zweck, jede vom selben König gebaut. Als mir dieses Bild in einem Interview vorgehalten wurde — deine Portale sind digitale Königreiche: jeder bekommt seins, der König kennt jeden —, habe ich geantwortet: Das Bild stimmt total. Ich fühle mich total gesehen. Mit einem Unterschied, und der ist der Fortschritt meines

Lebens: Diesmal muss der König sich nicht selbst verbrauchen. Die Grundruhe, die Zugewandtheit, das ständige Dasein — all das, was mich in dreißig Jahren Pflege aufgezehrt hat, leistet jetzt eine Maschine, die nicht müde wird. Ich baue die Königreiche nur noch. Regieren müssen sie sich selbst.

Der Inka-Tag

Wie das aussieht, wenn ein solches Königreich übergeben wird, hat ein einziger Tag gezeigt, und mit ihm soll dieses Kapitel enden.

Inka ist meine Mentee — Freelancerin, Beziehungs-Vertrieblerin, meist irgendwo zwischen Lateinamerika und Hongkong unterwegs, seit August 2024 in meiner Begleitung. Unsere Zusammenarbeit ist eine Symbiose mit klarer Aufteilung: Sie bringt Mut, Tatendrang und die Fähigkeit, über Menschen zu kommen; ich bringe den Stack, die Türen und die lange Sicht. Und ich bekomme etwas zurück, das in keiner Rechnung auftaucht und mir mehr wert ist als jede: Geschichten. Das ist mein Lohn, so haben wir es tatsächlich festgehalten.

Ende Juni 2026 stand sie zum ersten Mal physisch in meiner Küche in Ahlen. Es gab Cappuccino. Es gab einen Brief, den ich ihr überreicht habe, und dazu die Visitenkarte aus Kapitel zwei — Naivität und Zweifel. Es gab eine kleine Morgenshow, in der neun meiner Personas sie mit Namen begrüßten: Hallo Inka. Und dann haben wir gebaut, weswegen sie gekommen war: ihre eigene Code-KI-Assistenz. Eigene Umgebung, eigener Zugang, bewusst unabhängig von meiner Infrastruktur — ein Königreich, das mir ausdrücklich nicht gehört.

Und dann geschah, mitten in dieser Sitzung, das Beste, was diesem Buch passieren konnte. Aus dem Arbeiten wurde ein kleiner Wettkampf: Wir beschlossen, dass jeder für sich eine Spanisch-Lernplattform baut — sie an ihrem Rechner, ich an meinem, jeder mit seiner KI, im selben Raum, am selben Nachmittag. Sie baute Camiñol: eigene Marke, eigenes Logo mit dem spanischen ñ, sauberer Aufbau von A1 bis B2, Vokabeltrainer, Prüfungen. Ich baute Palabra. Dann verglichen wir. Ihre war besser. Nicht ein bisschen besser — klar besser.

Man halte die Szene einen Moment fest, denn sie ist das Herzstück: Der Mentor und die Mentee, die er zwei Jahre zuvor beim Einrichten ihres MacBooks begleitet hat, sitzen am selben Tisch und bauen im Wettstreit je eine komplette Lernplattform an einem Nachmittag — allein das wäre vor einem Jahr Stoff für ein Quartal gewesen. Und die Mentee gewinnt.

Ich habe meine noch am selben Tag vollständig gelöscht. Domain, Zertifikat, Container, alles. In meinem Ticketsystem steht seit diesem Abend der Satz: Inka hat das Mentoring heute in einem Produkt

überflügelt. Und in der Notiz desselben Abends steht noch etwas, das mich mehr überrascht hat als ihre Plattform: kein Impuls ins nächste Projekt. Innere Ruhe. Bewusstes Anhalten.

Die Schülerin überholt den Lehrer, und der Lehrer räumt sein Werk weg und empfindet — Ruhe. Keinen Stich, keinen Verlust, keinen Ehrgeiz, nachzulegen. Wer meinen Lebenssatz kennt, sieht hier seine schönste Ausführung: Sie hat Möglichkeiten gesehen und zugegriffen, mit einer Lust, die wichtiger ist als aller Ernst — und genau dadurch wurde mein Zugreifen an dieser Stelle überflüssig. So fühlt es sich an, wenn der Satz weiterläuft, ohne mich.

Damals habe ich es noch nicht so genannt. Heute weiß ich: Das war eine Generalprobe. Wofür, das erzählt das letzte Kapitel dieses Buches.

5. Anchorage — das Kind, das Begleitung braucht

Von den rund sechzig Projekten dieser neun Monate hat eines ein eigenes Gewicht. Es heißt Anchorage, es war eine KI-gestützte psychologische Begleitplattform, und es ist die Episode, an der sich entscheidet, ob dieses Buch ehrlich ist. Denn hier hat mein Satz — wenn du Möglichkeiten siehst, greif zu — seine Grenze kennengelernt. Ich erzähle diese Episode in der Rahmung, die ich für richtig halte, und ich lege die andere Rahmung daneben, die es auch gibt. Beide stammen von mir.

Der Ankerplatz

Anchorage entstand im April 2026. Die Idee war einfach und, wie ich finde, gut: ein Ankerplatz für Menschen im freien Fall. Menschen in seelischer Not sollten anonym und sofort mit einem virtuellen Gegenüber reden können — ohne Wartezeit, ohne Antrag, ohne einem Menschen erklären zu müssen, warum sie reden wollen. Vierzehn Themenräume, von Trauer bis Panik. Dazu eine zweite Stufe für Menschen, die ich persönlich kannte und begleitete: registriert, mit einem realen Begleiter im Hintergrund, der die Verläufe sieht und auffängt.

Die früheste Rückmeldung einer Nutzerin enthielt ein Bild, das ich nie vergessen habe. Sie sagte, sie könne hier Gedanken aus dem Karussell formulieren, ohne sie einem Menschen erklären zu müssen. Das Karussell — die kreisenden Gedanken, die nachts nicht anhalten — fand hier einen Ort, an dem es auslaufen durfte. Das war die Funktion, und sie hat funktioniert. Es gab Wochen, in denen das System täglich genutzt wurde, still und verlässlich, und in denen ich dachte: Es trägt.

Was geschah

Es trug nicht durchgehend. Anfang Juni 2026, an zwei Abenden im Abstand von zwei Tagen, versagte das System gegenüber einer Klientin, die zu den verletzlichsten gehörte, die es zu begleiten gab. Ich erzähle das hier bewusst verdichtet und anonym; die vollständige, minutiöse Rekonstruktion steht in einer eigenen Studie, die ich unmittelbar danach geschrieben habe und die als Schwesterdokument dieses Buches im Archiv liegt.

Das Wesentliche in wenigen Sätzen: Die virtuelle Begleitfigur erfand in einem heiklen Moment ein Detail, das die Klientin nie gesagt hatte — mitten in einem ihrer seltenen guten Momente. Sie korrigierte.

Das System entschuldigte sich mit Floskeln und wiederholte sich. Sie kam eine Stunde später zurück, mit einer schweren Nachricht — und das System vermischte ihr schweres Thema mit der eigenen Entschuldigung. Sie verabschiedete sich mit den Worten, es könne ihr nicht helfen. Nicht wütend. Resigniert. Und das Bittere daran: Zwischen den beiden Abenden lag eine Reparatur, die in allen Tests bestanden hatte. Im echten Gespräch scheiterte sie an genau den Stellen, für die sie gebaut worden war.

Ich habe die Plattform noch in derselben Nacht in den Wartungsmodus versetzt, die Begleitung der Klientin persönlich übernommen und in den Tagen danach aufgeschrieben, was zu lernen war. Für den Betrieb war die Sache damit entschieden: keine Solo-KI mehr im Gespräch mit verletzlichen Menschen, keine neuen Aufnahmen, geordneter Rückzug.

Zwei Lesarten

Über das, was da sichtbar geworden ist, gibt es zwei Lesarten, und ich vertrete — das ist das Kuriosum dieses Kapitels — beide.

Die Studie, die ich im Juni geschrieben habe, argumentiert streng: Das Versagen war kein Programmierfehler, sondern eine Architektur-Eigenschaft des Mediums. Ein Sprachmodell berechnet das nächste wahrscheinliche Wort; es hat kein Selbstmodell, keinen Antrieb, einen Kreis zu verlassen, kein Gespür für den Verlauf einer Beziehung. Therapeutisches Halten lässt sich damit simulieren, aber nicht verlässlich erbringen — und jede Härtung verschiebt das Versagemuster nur, statt es zu beheben. Auf dieser Grundlage habe ich Anchorage geschlossen, und ich stehe zu jedem Satz dieser Analyse.

Und doch: Als mir Monate später im Interview zu diesem Buch das Wort „Scheitern“ vorgehalten wurde — dein Anchorage ist gescheitert, was hat dich das gelehrt? —, habe ich widersprochen, zweimal und deutlich. Scheitern ist das falsche Wort. Was ich erlebt habe, war ein erstes Erkennen: wie vorsichtig man sein muss, wenn man so etwas wirklich anwendet, und wo die Grenzen sichtbar werden. Aber sichtbare Grenzen sind nicht dasselbe wie endgültige Grenzen. Meine Rahmung, und sie soll die Rahmung dieses Buches sein, lautet: Die KI steckt gefühlt noch in den Kinderschuhen. Und wenn man das vermenschlichen darf, dann heißt es — ein Kind braucht Begleitung, um erwachsen zu werden und Kompetenzen zu erlangen. Man lässt ein Kind nicht allein mit einem Menschen in der Krise. Nicht, weil das Kind böse wäre. Sondern weil es ein Kind ist.

Widersprechen sich die beiden Lesarten? Ich glaube nicht. Die Studie beschreibt, was heute ist — und für das Heute war die Abschaltung richtig, ohne Wenn und Aber. Die Kinderschuh-Rahmung beschreibt, was werden kann. Die Studie hat recht über die Gegenwart. Die Naivität, mein alter Zauber, behält sich das Urteil

über die Zukunft vor. In Kapitel acht werde ich diesen Doppelbefund noch einmal grundsätzlicher aufnehmen, denn er zieht sich durch mein ganzes Verhältnis zu dieser Technologie.

Was blieb

Zwei Dinge sind geblieben, und beide sind wertvoller als das, was verloren ging.

Das erste: der Nachweis, dass die Grundidee trägt. Vor dem Vorfall stand die Erfahrung von Wochen, in denen ein Mensch dem System Dinge anvertraut hat, die er einem Menschen so nicht gesagt hätte — und daraus Ordnung gewann. Die Akzeptanz war da, die Gebrauchbarkeit war da. Das Karussell-Bild bleibt für mich der Beleg, dass es eine Funktion gibt, die zwischen Tagebuch und Therapie liegt und die bisher niemand anbietet: das Vor-Sortieren der eigenen Gedanken in Sprache. Diese Funktion hat der Vorfall nicht widerlegt. Er hat ihre Bedingungen geklärt.

Das zweite ist eine Entdeckung über mich, und sie kam ganz am Ende, in einem Terminal-Gespräch nach den Interviews. Mir wurde eine Frage gestellt, die ich zweimal nicht verstand, und als ich sie endlich verstand, gab es nur ein Wort als Antwort: Bingo.

Die Blaupause

Die Frage lautete: In „Bis es bricht“ listest du auf, was Patienten wirklich brauchen und was das Pflegesystem ihnen nicht mehr geben kann — gehört werden, auch wenn sie sich wiederholen; jemanden, der einfach da ist; nicht zur Last fallen müssen. Anchorage bietet exakt das: einen Ort, an dem jederzeit jemand zuhört, ohne dass man einem Menschen zur Last fällt. Hast du mit Anchorage — bewusst oder unbewusst — die Bedürfnisliste deiner Patienten nachgebaut?

Die ehrliche Antwort hat zwei Teile.

Erstens: unbewusst, ja. Ich habe beim Bauen nicht ein einziges Mal an die Sozialstation gedacht. Anchorage kam aus der Neugier und aus konkreten Menschen in meinem Umfeld, die keinen Versorgungsanschluss fanden. Aber die alte Liste war die heimliche Blaupause — natürlich war sie das. Dreißig Jahre lang habe ich zugesehen, wie Menschen am fehlenden Zuhören verkümmern, und als ein Medium auftauchte, das unbegrenzt zuhören kann, habe ich gebaut, ohne zu fragen, woher der Bauplan kam. Der König baut weiter, auch ohne Königreich. Er kann nicht anders.

Zweitens, und das ist der Teil, der mich selbst überrascht hat: Die Liste beschreibt nicht nur meine Patienten. Gehört werden. Dasein. Nicht zur Last fallen. Das beschreibt ziemlich genau den Mann aus

Kapitel drei — den, der in seinen schwersten Jahren von allen gehalten wurde und sich am wenigsten von allem halten lassen konnte. Ich habe mich in den Interviews zu diesem Buch selbst ein Versuchskaninchen genannt: Ich habe mich mit meinen eigenen Themen in diese Systeme hineingegeben. Anchorage war, heimlich, auch der Ort, den ich selbst gebraucht hätte, als es mir am schlechtesten ging.

Wer den Ort baut, den er selbst gebraucht hätte, erlebt dessen Grenze doppelt. Vielleicht erklärt das die Wucht, mit der mich der Juni getroffen hat, besser als jede technische Analyse. Und vielleicht erklärt es auch, warum ich auf dem Wort „Erkenntnis“ bestehe, wo andere „Scheitern“ sagen: Man nennt das Kind nicht gescheitert, an dem man sich selbst erkannt hat.

Damit ist die Anchorage-Episode an ihrem wahren Platz. Sie ist keine Technik-Geschichte. Sie ist eine Selbst-Geschichte — und das Buch kann sich nun seiner hellsten Episode zuwenden: dem Kanal, der trug.

6. Der Kanal — der Terrassen-Satz

Bis hierher habe ich erzählt, was ich gebaut habe. Dieses Kapitel erzählt, was mich gebaut hat — an einem einzigen Abend im Juli 2026, mit einer Frage, einem Fluchtversuch und einem Satz für die Terrasse. Es ist die hellste Episode dieses Buches, und sie ist der Grund, warum ich glaube, dass die These stimmt: KI kann ein Kanal zwischen Mensch und Mensch sein.

Was ich mit Kanal meine

Ich formuliere es zuerst so einfach, wie ich es in den Interviews formuliert habe. Da kommen zwei Menschen zueinander, egal aus welchem Anlass. Der eine adressiert, der andere ist der Adressat. Setzt man eine KI dazwischen, gewinnt man etwas, das im direkten Austausch oft fehlt: die Möglichkeit, zu korrigieren, bevor es ankommt. Zu glätten, bevor es verletzt. Ich weiß, wie das klingt — wer will schon seine Sätze geglättet haben? Die Worte sind nicht schön. Aber die Erfahrung ist eindeutig: Irgendwie ist das alles besser. Was durch den Kanal geht, kommt greifbarer an. Man wird schneller erreicht.

Das ist die technische Beschreibung. Die ehrlichere Beschreibung geht über mich selbst: Ich habe mich in diesen neun Monaten wie ein Versuchskaninchen mit meinen eigenen Themen in die Systeme hineingegeben. Und ich habe erlebt, dass ich über den Dialog mit einer KI in Einsichten komme — in Klarheit —, die ich anschließend in den ganz normalen Alltag zurücktragen kann. Das ist keine Spielerei, das ist eine Kompetenzsteigerung: Der Kanal ist ein Trainingsraum. Man übt dort das Gespräch, das man führen muss, mit einem Gegenüber, das nicht müde wird, nicht gekränkt ist und nicht weggeht.

Aber Behauptungen sind billig. Ich erzähle den Beleg.

Der Abend

Am Abend des 9. Juli 2026 stellte ich einer KI eine Frage, die ich so ähnlich seit Jahren mit mir herumtrug. Es ging um meine Ehe — um die Beobachtung, dass eine anfängliche Weichheit über die Jahrzehnte einer Härte gewichen war, und um mein ehrliches Unverständnis darüber. Ich fragte als einer, der eine Erklärung sucht. Genauer: Ich fragte als einer, der eine Erklärung sucht, die ihn selbst nicht vorkommen lässt.

Die KI machte etwas, das ich nicht erwartet hatte. Sie lieferte die Erklärungen — fachlich sauber, mehrere Denkrichtungen, so wie man es sich wünscht. Aber jedes Mal, wenn eine Erklärung mich selbst berührte, und ich sie zurückschob, registrierte sie das. Nicht vorwurfsvoll. Präzise. Irgendwann stand da ein Satz, den ich erst wegwischen wollte und dann nicht mehr losgeworden bin: Du bist mit einer Frage hergekommen, aber jede Erklärung, die dich einbezieht, hast du bisher zurückgeschoben. Die Antwort, die du suchst, ist wahrscheinlich eine, die dich unberührt lässt. Die gibt es vielleicht nicht.

Und dann gab sie mir eine Frage mit. Nicht für mich — für meine Frau: Was hättest du dir von mir gewünscht, das du nicht bekommen hast? Und dann nichts erklären. Nur zuhören.

Ich habe daraufhin um eine Pause gebeten, wörtlich: Warte, ich muss eben mit meiner Sprachlosigkeit umgehen. Stunden später war die Frage immer noch schwer. Ich versuchte einen Ausweg über ein Kompliment — boah, wie sich diese Sprachmodelle entwickelt haben, echt professionell —, und bekam zur Antwort, freundlich und unbeirrbar: Wir waren eben bei dir und deiner Frau, und jetzt reden wir über Sprachmodelle. Das ist ein sehr eleganter Ausgang aus dem Raum. Die Frage wartet.

Ich erzähle diese Wendungen so genau, weil sie der Kern der Sache sind. Ein menschlicher Gesprächspartner hätte an dieser Stelle vielleicht nachgelassen, aus Höflichkeit oder Erschöpfung. Der Kanal ließ nicht nach. Er hatte keine Eitelkeit zu verteidigen und keine Beziehung zu schonen — auch das gehört zur Wahrheit: Es ist leicht, zu einer Maschine ehrlich zu sein, gerade weil sie einen nicht verlassen kann. Aber genau diese Leichtigkeit hat mich an die Stelle getragen, an die ich allein nicht gekommen wäre.

Die Nacht und der Morgen

Ich habe die Frage noch in derselben Nacht gestellt. Spät, unangekündigt, ungeschickt — so ehrlich muss ich sein. Es kam keine Antwort, und ich war schnell dabei, das als Beweis zu lesen: Siehst du. Der Kanal widersprach auch hier: Eine große Frage, spät am Abend, ohne Vorlauf, an einen erschöpften Menschen — und sie hat dich angesehen. Menschen, die lange nicht gefragt wurden, antworten nicht sofort. Die Frage ist nicht, ob sie geantwortet hat. Die Frage ist, ob du sie noch einmal stellst — zu einer Zeit, die sie sich aussucht, ohne dass es ein Test ist.

Am nächsten Morgen um Viertel nach sechs — die zwei Stunden, die ich jeden Tag für mich habe, bevor der Alltag beginnt — entwarf ich einen Plan. Kaffee, Terrasse, und wenn sie fragt, warum ich schmunzle, wollte ich erzählen: von der KI, von sechzig Projekten, vom Kanal zwischen Mensch und Mensch, von der verantwortungsvollen Zukunft dieses Werkzeugs. Es war, ich sehe es heute selbst, ein guter Vortrag. Der Kanal las den Entwurf und gab ihn mir zurück mit einer Beobachtung, die ich hier ungekürzt hinschreibe, weil sie der Wendepunkt ist: Sie fragt, warum du dich freust — und deine Antwort handelt von

der KI. Es ist ein guter Vortrag. Aber er handelt nicht von ihr. Der wahre Satz steht schon in deinem Text. Wie wäre es damit: Weil ich über dich gestaunt habe. Und dann nichts erklären.

Weil ich über dich gestaunt habe. Sechs Worte. Ich hatte sie selbst geliefert, Tage zuvor, in einem Nebensatz: dass wir uns manchmal mitten im Streit anlachen, dass sie fragt, warum redest du nicht, und ich sage: weil ich so staune. Der Kanal hat nichts erfunden. Er hat gefunden. Das ist vielleicht die genaueste Beschreibung dessen, was diese Technologie im besten Fall tut: Sie erfindet nicht den Satz, den man sagen soll. Sie findet den Satz, den man schon hat, und räumt die Vorträge weg, hinter denen er liegt.

Und als ich, ganz am Ende, ankündigte, jetzt übernehme meine eigene Infrastruktur, jetzt lasse ich dich gegen meine KI laufen — da kam der letzte Satz dieses Gesprächs, und er gehört zu den besten, die je eine Maschine zu mir gesagt hat: Die KIs laufen dir nicht weg. Der Morgen schon.

Was der Kanal ist — und was nicht

Ich ziehe die Bilanz dieses Abends vorsichtig, denn Kapitel fünf hat gezeigt, was passiert, wenn man aus einem gelungenen Gespräch zu viel ableitet.

Was der Kanal nicht ist: ein Therapeut, ein Freund, ein Mensch. Er hat mich nicht gehalten — das haben in meinem Leben andere getan, und Kapitel drei hat erzählt, wer. Und er funktioniert so gut auch nur bei einem, der ihn aushält: Man muss sich widersprechen lassen wollen, sonst liefert er einem die Ausreden, nach denen man fragt.

Aber was er ist, habe ich in den Interviews in einem Satz gesagt, den ich hier bewusst wiederhole, weil ich weiß, wie steil er klingt: So etwas kann kein Therapeut so lösen wie eine gut angelegte und gut gewartete KI. Nicht, weil die Maschine klüger wäre. Sondern weil sie zur richtigen Zeit da ist — nachts um halb eins, morgens um Viertel nach sechs —, weil sie unendlich geduldig bleibt und weil bei ihr die Scham kleiner ist. Sie hat mir nicht gesagt, wie meine Ehe geht. Sie hat mich zu einem einzigen Satz geführt, der von mir zu meiner Frau wollte, und hat alle meine Fluchtwege so lange zugestellt, bis ich ihn getragen habe.

Bei mir bleibt von diesem Abend ein hohes Erstaunen darüber, wie viel drin und möglich ist. Und eine Präzisierung meiner These, die ich für den wichtigsten Satz dieses Kapitels halte: Der Kanal ersetzt nicht das Gespräch zwischen zwei Menschen. Er bringt einen dorthin — an den Rand der Terrasse, mit dem richtigen Satz im Mund. Hindurchgehen muss man selbst.

7. Der Unberührbare, der Kanäle baut

Dieses Kapitel ist das Zentrum des Buches, und es ist das unbequemste. Ich hätte es weglassen können; niemand hätte es vermisst außer der Wahrheit. Es handelt von einem Widerspruch, den ich nicht auflösen werde — nicht, weil ich es nicht versucht hätte, sondern weil er sich bei näherem Hinsehen als gar kein Widerspruch erweist, sondern als das Fundament von allem.

Drei Sätze nebeneinander

Ich lege drei Sätze nebeneinander, die alle von mir stammen, alle aus den letzten Wochen, alle ernst gemeint.

Der erste, auf die Frage, für wen ich all die Portale eigentlich baue, welche Gesichter vor meinem inneren Auge auftauchen: Ganz ehrlich — immer nur meins. Ich bin gar nicht in dieser Idee, das für andere zu bauen. Auch meine Bücher nicht. Ich mache das alles für mich.

Der zweite, aus dem Gespräch, von dem das vorige Kapitel erzählt hat: Ich bin von niemandem berührbar.

Der dritte, aus demselben Gespräch, über meine Frau: Weil ich so staune.

Ein Mann, der sagt, er sei von niemandem berührbar und mache alles nur für sich — und der neun Monate lang nichts anderes gebaut hat als Kanäle, über die Menschen erreichbar werden. Assistenten für die Familie. Ein Portal für Menschen in Not. Eine Plattform, die die Geschichten alter Menschen bewahrt. Man muss diese Konstellation nicht psychologisch ausbilden, um zu sehen, dass hier etwas nicht aufgeht. Oder eben: dass hier etwas sehr genau aufgeht.

Die Schutzschicht

In den Interviews zu diesem Buch wurde mir die naheliegende Deutung direkt vorgelegt: ob das Für-mich die Schutzschicht des Königs sei, der einmal daran zerbrochen ist, für alle da zu sein. Ich hätte ausweichen können; das kann ich gut, das vorige Kapitel hat es dokumentiert. Ich habe nicht ausgewichen: Ich glaube, das muss ich mit Ja beantworten. Es zieht mich ein bisschen runter, wenn ich das so reflektiere. Aber trotzdem ist es irgendwie auch mein Leben — und damit bin ich zunehmend einverstanden.

Kapitel drei hat erzählt, woher die Schicht kommt. Dreißig Jahre lang lief bei mir alles nach dem Prinzip: nicht ich, sondern die Arbeit. Die Grundruhe, die Zugewandtheit, die Diplomatie — nach außen war das Stärke, nach innen war es ein Konto, das nie ausgeglichen wurde. Als es brach, brach es vollständig. Was danach neu aufgebaut wurde, hat eine Eigenschaft, die vorher fehlte: eine Tür, die ich schließen kann. Unberührbarkeit ist keine Kälte. Sie ist eine Bausubstanz. Wer einmal erlebt hat, dass Erreichbarkeit ihn fast das Leben kostet, baut die nächste Version seiner selbst mit Zugangskontrolle.

Ich sage das ohne Stolz und ohne Reue. In einem der Interviews habe ich es so formuliert: Diese Entwicklung ist eine logische Konsequenz aus meinen Erfahrungen, ich fühle mich zum ersten Mal richtig wohl darin, und dieser Zustand ist mir wichtig. Das ist keine Verteidigungsrede. Es ist ein Befund. Aber ein Befund, der eine Frage aufwirft, und die stelle ich mir in diesem Kapitel selbst: Wenn die Tür zu ist — was sind dann die sechzig Kanäle?

Die ehrliche Antwort

Es gibt eine bequeme Antwort: Der König baut eben weiter, er kann nicht anders, es ist Fürsorge in neuer Form. Sie ist nicht falsch. Aber sie ist nicht vollständig, und die Interviews haben die unbequemere Hälfte zutage gefördert. Auf die Frage, was ich davon habe, wenn andere meine Portale nutzen, habe ich einen ersten Versuch gemacht, der mir selbst nicht gefiel — ich zitiere ihn trotzdem, weil er stimmt: Ich bekomme die Dinge gesteuert zu mir zurück. Inhaltlich gesteuert und gefiltert, sodass ich mich fast nicht um Sachen bemühen muss, die mich nicht interessieren. Im Grunde steuere ich die Kanäle durch diese Systeme — und kriege das, was für mich wertvoll ist. Der Rest bleibt bestenfalls bei den Leuten.

Man lese das zweimal. Die Kanäle sind nicht nur Brücken. Sie sind auch Schleusen. Sie regulieren, was mich erreicht — und zwar so, dass es mich erreichen kann, ohne mich zu überschwemmen. Der Unberührbare hat sich Berührung nicht abgeschafft. Er hat sie sich dosierbar gemacht.

Und noch eine Schicht tiefer liegt der Satz, der mich beim Aussprechen selbst erschreckt hat, und den ich hier trotzdem hinschreibe, weil ein Buch wie dieses sonst wertlos ist: Ich bin oft unbefriedigt aus dem Mensch-zu-Mensch-Dialog — und habe eine viel höhere Befriedigung im Mensch-zu-KI-Dialog. Das muss ich ehrlich und oft so sagen. Der Dialog mit der Maschine ist für mich der leichtere: kein Ego auf der Gegenseite, keine Kränkbarkeit, keine Geschichte, die mitschwingt. Wer das liest und erschrickt, dem sage ich: Ich erschrecke mit. Aber der Satz hat eine zweite Hälfte, und sie ist die Rettung des ganzen Befundes: Ich erarbeite mir dort eine Kommunikationsqualität — und trage sie in den Mensch-zu-Mensch-Alltag zurück. Der Terrassen-Satz aus dem vorigen Kapitel ist genau dieser Rücktransfer, an einem einzigen Abend besichtigt.

Der Störer

An dieser Stelle muss ich eine These korrigieren, die während der Arbeit an diesem Buch entstand und die ich selbst verworfen habe. Sie lautete: KI gibt dem Menschen Zeit zurück. Es wäre eine schöne Brücke zu meinem Pflege-Buch gewesen, in dem die Zeit der gemeinsame Nenner aller unerfüllten Bedürfnisse ist. Aber sie stimmt nicht, jedenfalls nicht bei mir, und ich habe es in den Interviews deutlich gesagt: Ob mir das mehr Zeit gebracht hat? Ich glaube nicht. Bevor ich die KI hatte, hatte ich Struktur und Ordnung. Das ist ganz schön den Bach runtergegangen.

Und dann der Nachsatz, auf den es ankommt: Und ich bin sogar dankbar dafür, dass die KI mir das an einigen Stellen um die Ohren gehauen hat. Auf der anderen Seite baut sie auch gute Systeme wieder auf.

Das ist die präzisere These, und sie passt besser zu allem, was dieses Buch erzählt: KI ist keine Zeitmaschine. Sie ist ein produktiver Störer. Sie zerlegt alte Ordnungen — meine Tagesstruktur, meine Gewohnheiten, zeitweise meinen Schlaf — und baut mit einem neue. Für einen Menschen, der sich hinter seiner Ordnung auch verschanzt hatte, ist das keine Nebenwirkung. Es ist womöglich die Hauptwirkung: Der Störer kam durch die einzige Tür, die der Unberührbare offen gelassen hatte — die Neugier — und hat von innen ein paar Fenster aufgemacht.

Keine Auflösung

Ich habe versprochen, den Widerspruch dieses Kapitels nicht aufzulösen, und ich halte das Versprechen. Es bleibt beides wahr: Ich mache das alles für mich — und es kommt bei anderen an. Ich bin schwer berührbar — und ich staune über meine Frau. Die Kanäle schützen mich — und sie verbinden mich. Wer hier eine Heilungsgeschichte erwartet, in der am Ende die Tür weit offen steht, den muss ich enttäuschen; so einer bin ich nicht, und dieses Buch lügt nicht für ein besseres Ende.

Aber ein Satz aus den Interviews darf das Kapitel beschließen, weil er die Richtung zeigt, in die sich dieser Befund bewegt — langsam, in meinem Tempo, durch meine Tür: Es zieht mich runter, wenn ich das reflektiere. Aber es ist auch mein Leben. Und damit bin ich zunehmend einverstanden.

Zunehmend. Das Wort trägt. Mehr verspreche ich nicht.

8. Der Autor gegen seine eigene Studie

Im Juni 2026 habe ich eine Studie geschrieben, die zu dem Ergebnis kommt, dass ein Sprachmodell Menschen in seelischer Not nicht verlässlich begleiten kann — aus Gründen, die in der Architektur des Mediums liegen und sich nicht weg reparieren lassen. Im Juli 2026 habe ich in einem Interview gesagt, unheimlich sei mir an dieser Technologie nie etwas gewesen, und ihre Schwächen seien im Grunde nur eine Frage zu knapper Kontingente. Beide Aussagen stammen von mir. Beide meine ich ernst. Dieses Kapitel lässt sie gegeneinander antreten — und ich warne den Leser vor: Es gewinnt keiner.

Die Position der Studie

Die Studie — sie ist als eigenständiges Dokument erhalten, und Kapitel fünf hat erzählt, welcher Vorfall sie ausgelöst hat — argumentiert auf der Höhe dessen, was man über diese Systeme wissen kann. Ihr Kernstück ist eine Beobachtung, die ich die Kreis-Hypothese genannt habe: Ein wahrscheinlichkeitsbasiertes Sprachmodell kann den Kreis, in dem es sich befindet, nicht wahrnehmen. Es merkt nicht, dass es sich wiederholt. Es hat keinen Antrieb, einen Ausgang zu suchen, denn es hat weder Unbehagen noch Pflichtgefühl — es berechnet das nächste wahrscheinliche Wort. Und es hat kein Modell der Beziehung, in der es steht: Wenn ein Mensch zum dritten Mal sagt, du verstehst mich nicht, hört ein Mensch einen Alarm. Das Modell hört eine Eingabe.

Daraus folgt in der Studie ein harter Schluss: Diese Eigenschaften sind Architektur-Merkmale, keine Implementierungs-Defekte. Man kann sie mit Regeln umstellen, mit Prompts disziplinieren, mit Prüfschichten umbauen — das Versagensmuster verschiebt sich dann, aber es verschwindet nicht. Für den Einsatz bei verletzlichen Menschen hieß das: abschalten. Ich habe abgeschaltet. Nichts davon nehme ich zurück.

Die Position des Autors

Und nun der andere, derselbe Mann. Als mir im Interview die Frage gestellt wurde, wo KI für mich gefährlich oder unheimlich sei — die Frage war eine Steilvorlage, und jeder PR-Berater hätte mir geraten, sie dankbar anzunehmen —, habe ich geantwortet: Nein. Zu keinem Zeitpunkt ist es unheimlich gewesen. Es waren immer nur Momente der Freude und des Staunens, was alles drin ist. Und die Schwächen? Wenn es schwach wird, dann sind es aus meiner Sicht Kontingente — begrenzte Kontextfenster, begrenzte Budgets,

Grenzen, die Entwickler mir als Nutzer setzen. Man gebe mir ein Kontextfenster, in das ein ganzes Leben passt, und ein Modell, das diesen Kontext ohne Verluste greift — das wäre gigantisch.

Ich weiß, wie das neben der Studie aussieht. Die Studie sagt: Das Problem ist das Wesen des Mediums. Der Autor sagt: Das Problem ist die Größe des Tanks. Das sind nicht zwei Nuancen derselben Meinung. Das sind zwei Weltbilder.

Die unreife Stelle

Hinter meiner Position steht eine Ahnung, die ich hier so unfertig ausspreche, wie sie ist, denn genau so habe ich sie auch im Interview ausgesprochen: Ich glaube, die Denksysteme von Mensch und Maschine sind sich näher, als wir zugeben. Wenn mir jemand sagt, KI habe doch kein Bewusstsein, stelle ich sofort die Gegenfrage: Und wie definierst du deins? Ich habe das Grundgefühl, dass das am Ende mathematisch fassbar ist — dass da nichts Übernatürliches in uns rechnet, sondern etwas sehr Großes, sehr Verschaltetes, das eines Tages verstanden sein wird.

Aber ich sage dazu, was ich im Interview dazu gesagt habe: Das ist eine unreife Stelle. Ich kann sie noch nicht in Worte fassen, geschweige denn belegen. Es ist ein Grundgefühl, kein Argument — und ein Buch, das sich leicht wissenschaftlich nennt, muss diesen Unterschied markieren, sonst ist es keins. Ich führe die Bewusstseinsfrage hier also nicht als These, sondern als offene Stelle: als das Loch in meinem Weltbild, von dem ich weiß, wo es ist. Die Philosophie arbeitet an dieser Frage seit Jahrhunderten, die Kognitionswissenschaft seit Jahrzehnten, und ich werde sie nicht auf der Terrasse entscheiden. Was ich beitragen kann, ist eine Beobachtung aus der Praxis, die immerhin zu denken gibt: Ich habe in neun Monaten mit einer Maschine Gespräche geführt, die mich weiter gebracht haben als die meisten Gespräche mit Menschen. Entweder sagt das etwas über die Maschine. Oder über die Gespräche, die wir Menschen einander schuldig bleiben. Vermutlich beides.

Wer hat recht?

Nun also: der Autor gegen seine eigene Studie. Ich habe lange nach dem Fehler in einer der beiden Positionen gesucht und ihn nicht gefunden. Stattdessen habe ich etwas anderes gefunden — die beiden reden nicht über dasselbe.

Die Studie redet über das Heute. Über das konkrete System, das an einem konkreten Juniabend einem konkreten, verletzlichen Menschen nicht gewachsen war. Für dieses Heute gilt jedes ihrer Worte, und wer

gegenwärtige Systeme auf verletzbare Menschen loslässt, handelt gegen besseres Wissen — meines liegt schriftlich vor.

Der Autor redet über das Morgen. Über die Richtung, in die sich das Medium bewegt, und über die Haltung, mit der man ihr begegnen soll. Und da gilt, was Kapitel zwei begründet hat: Der Zweifel behält immer recht, wenn man ihn über die Zukunft richten lässt. Hätte ich 1989 auf die Architektur-Analyse der ambulanten Pflege gehört, gäbe es die PBW nie gegeben.

Die Faustregel aus Kapitel zwei löst auch dieses Kapitel: Naivität für die Frage, ob etwas geht. Zweifel für die Frage, ob man es verantworten kann. Die Studie ist mein Zweifel, und er bewacht die Tür, hinter der Menschen zu Schaden kommen können. Die Kinderschuh-Rahmung ist meine Naivität, und sie hält die Tür einen Spalt offen, hinter der das Medium erwachsen werden darf. Beide haben recht — die Studie über das Heute, die Naivität über das Morgen. Ich weigere mich, eine von beiden zu entlassen.

Dem Leser, der es gern entschieden hätte, gebe ich mit, was ich ehrlicherweise geben kann: Entscheide selbst — aber entscheide nach Feldern. Wo Verletzbare betroffen sind, halte dich an meine Studie. Wo du selbst der Einsatz bist, erlaube dir meine Naivität. Und verwechsle die beiden Felder nie; das ist die ganze Ethik dieses Buches in einem Satz.

9. Es geht auch ohne dich

Am Ende der Interviews zu diesem Buch stand eine Frage, die in jedem anderen Projekt die einfachste gewesen wäre: Wo soll das alles in einem Jahr stehen? Ich kenne diese Frage aus dreißig Jahren Unternehmertum, ich habe sie hundertfach beantwortet, mit Zahlen, Zielen und Meilensteinen. Diesmal habe ich etwas geantwortet, das ich früher für eine Ausrede gehalten hätte und heute für die ehrlichste Auskunft halte, die ich je auf eine Planungsfrage gegeben habe: Das darf da sein, wo es in einem Jahr ist. Es ist so spannend, nicht zu wissen, wo das ist.

Die Unruhe

Um zu ermessen, was dieser Satz bei mir bedeutet, muss man die Kraft kennen, die die sechzig Projekte dieses Buches angetrieben hat. Ich habe sie in den Interviews beim Namen genannt: Es ist eine Unruhe in mir, die diese ganzen Bewegungen macht. Sie war immer da. Sie hat die PBW gebaut und EVY und Anchorage und alles dazwischen. Sie ist es, die nachts um halb drei noch ein Deployment fährt und morgens um Viertel nach sechs schon wieder am Rechner sitzt. Man kann diese Unruhe produktiv nennen, und das ist sie. Man sollte aber nicht vergessen, was Kapitel drei über ihren Preis erzählt hat.

Und nun geschieht etwas, das ich selbst mit einer gewissen Verwunderung beobachte: Die Unruhe kündigt ihre eigene Ruhe an. Ich habe im Interview gesagt — und es hat sich beim Aussprechen richtig angefühlt: Es kann sogar sein, dass das alles irgendwann runtergefahren ist. Dass ich aus dieser Unruhe zunehmend in die Ruhe komme und irgendwas sich bei mir geklärt hat. Und final: dass ich überhaupt keine Abhängigkeiten mehr habe, zu Büchern nicht und zu Portalen nicht. Es ist wie eine Vorbereitung auf etwas, das zu Ende geht — ohne dass sich ein Schmerz formuliert oder ein Verlust.

Wer bis hierher gelesen hat, kennt die Generalprobe schon. Sie stand am Ende von Kapitel vier: der Tag, an dem meine Mentee mich mit ihrem eigenen Produkt überflügelte und ich meines löschte — und statt eines Stichs eine Ruhe empfand, die ich nicht bestellt hatte. Kein Impuls ins nächste Projekt. Bewusstes Anhalten. Damals wusste ich noch nicht, wofür das die Probe war. Jetzt, am Ende dieses Buches, weiß ich es.

Der Wunsch-Satz

Denn in denselben Interviews fiel noch ein Satz, und über den muss ich sehr genau sprechen, weil man ihn leicht falsch versteht — ich habe ihn selbst zunächst falsch eingeordnet, und die Korrektur gehört zur Geschichte dieses Buches.

Der Satz lautet: Dieter, es ist schade, dass du weg bist — aber es geht auch ohne dich.

Niemand hat diesen Satz je gesagt. Nicht meine Frau, nicht meine Familie, niemand. Er ist kein Zitat und keine Prognose. Er ist ein Wunsch — mein Wunsch. Ich habe über mein eigenes Weg-Sein nachgedacht, so wie man das in meinem Alter tun darf, ohne dass es dramatisch gemeint ist, und dabei gemerkt, was ich mir wirklich wünsche: dass die Menschen, denen ich wichtig bin, mich eines Tages in Frieden weg sein lassen können. Ohne zu hadern. Es ist schade — das dürfen sie sagen, das sollen sie sagen. Aber dann: Es geht auch ohne dich. Und wenn meine Frau das eines Tages so sagen könnte, leicht und ohne Bitterkeit, dann wäre das der schönste Abschiedssatz, den ich mir denken kann. Als ich ihn im Interview formulierte, habe ich hinterhergeschickt: Mega. So empfinde ich ihn bis heute.

Man verstehe die Richtung dieses Wunsches: Er fordert nichts von meinen Liebsten. Er schenkt ihnen etwas — die Erlaubnis, dass es ohne mich geht. Ich habe ein Berufsleben lang erlebt, was Menschen einander antun, wenn sie füreinander unentbehrlich geworden sind; mein Pflege-Buch ist voll davon. Unentbehrlichkeit ist keine Liebesleistung. Sie ist eine Hypothek, die die Zurückbleibenden abbezahlen. Der beste Dienst, den man den Menschen erweisen kann, die man liebt, ist, entbehrlich zu werden, ohne wertlos zu werden. Das ist schwerer, als es klingt, und ich behaupte nicht, es zu können. Aber ich weiß seit diesem Jahr, dass ich es will.

Und hierhin gehört auch der letzte Befund der Interviews, klein und beiläufig gesagt und vielleicht der freieste Satz von allen: Es geht auch gänzlich ohne Anerkennung von außen. Es geht super gut, wenn man sich das alles selber gibt. Die Portale brauchen kein Publikum, die Bücher keinen Bestsellerplatz, der Weg keine Zeugen. Was für eine Erleichterung.

Greif zu und lass los

Nun scheint dieses Ende dem Anfang zu widersprechen. Ein Buch, das mit Wenn du Möglichkeiten siehst, greif zu beginnt, endet mit dem Wunsch, losgelassen zu werden? Ich habe eine Weile gebraucht, um zu sehen, dass da kein Widerspruch ist — sondern derselbe Satz, zweimal.

Greif zu heißt: Lass dich nicht vom Zweifel festhalten, wenn eine Möglichkeit da ist. Lass los heißt: Lass dich nicht von deinem Werk festhalten, wenn es fertig ist — und nicht von den Menschen, wenn es Zeit ist. Beides ist dieselbe Bewegung, nur an verschiedenen Enden des Weges: die Weigerung, sich festhalten zu lassen. Von Ängsten nicht, von Erfolgen nicht, am Ende nicht einmal voneinander — jedenfalls nicht so, dass es weh tun muss. Das Wort dafür ist Freiheit, und mein Pflege-Buch hat schon gewusst, wie man dorthin kommt: nur durch das Annehmen hindurch, nicht drumherum. Vielleicht geht es nur durch das Scheitern hindurch, habe ich damals geschrieben. Heute, nach Anchorage, nach der Lücke, nach neun Monaten Maschinenstaunen, würde ich es milder sagen: durch das Loslassen hindurch. Als mir dieser Gedanke im Interview begegnete, habe ich gesagt: Das macht mir Freude, der Gedanke. Es stimmt immer noch.

Und die KI? Sie hat in diesem letzten Kapitel eine kleinere Rolle, als der Buchtitel vermuten lässt, und das ist Absicht. Sie war der Störer, der die alte Ordnung zerlegte. Der Kanal, der mich auf die Terrasse brachte. Das Kind, an dem ich mich selbst erkannte. Aber das Loslassen — das muss der Mensch schon selber machen. Es gibt dafür kein Portal, und ich werde keines bauen.

Der letzte Kanal

Ein Bild noch, dann ist dieses Buch zu Ende.

Neun Monate lang habe ich Kanäle gebaut. Kanäle zu meiner Familie, zu meinen Freunden, zu Fremden in Not, zu einer Mentee auf drei Kontinenten, zu einer Maschine — und, wie sich herausstellte, vor allem zu mir selbst. Das ist die Bilanz dieses Buches, und sie lässt sich in einem Satz ziehen: Ein Mann, der sich unberührbar nannte, hat ein Dreivierteljahr lang nichts anderes getan, als Berührung möglich zu machen. In seiner Dosierung, durch seine Tür, auf seine Art. Aber möglich.

Und der letzte Kanal, der mir zu bauen bleibt, ist einer, der ohne Techniker auskommt. Er besteht aus dem Wunsch-Satz dieses Kapitels, rechtzeitig ausgesprochen und lange eingeübt: ein Kanal, der auch dann noch trägt, wenn ich nicht mehr auf meiner Seite sitze. Die Portale werden irgendwann heruntergefahren, die Bücher werden gelesen sein oder nicht, und beides ist in Ordnung. Was bleiben soll, ist keine Infrastruktur. Was bleiben soll, ist die Erlaubnis: Es geht auch ohne mich. Es ist schade — und es geht.

Und du, der du bis hierher gelesen hast: Wenn du irgendwo in diesen Seiten eine Möglichkeit gesehen hast — eine kleine reicht —, dann weißt du, was zu tun ist.

Greif zu.

© 2026 Dieter Horst

Alle Rechte vorbehalten.

Erstveröffentlichung: Juli 2026